

(Nachdruck verboten.)

12]

Die flucht.

Von N. Wagnowski.

„Nein,“ sagte Krassuski endlich aufrichtig. „Ich glaube nicht daran. Wenn wir Pferde hätten — ein Pferd wenigstens!“

„Warum kauft Ihr denn keins? Ist's denn so schwer, hier ein Pferd aufzutreiben?“

„Oh ja, das ist sehr schwer, besonders wenn man kein Geld hat,“ lachte er.

„Also so seid Ihr? Das ist aber häßlich von Euch, daß Ihr kein Wort sagt! Dem ist leicht abzuhelfen. Ich will's meinem Manne sagen,“ begann sie hastig.

„Glauben Sie mir, ich hab' in diesem Augenblick nicht daran gedacht,“ unterbrach er sie lebhaft. Es war ihm peinlich, daß ihr Gespräch diese Wendung genommen hatte. Er wußte nicht, weshalb, aber er fühlte es, er konnte nicht so umbehangen und frei mit ihr reden, wie mit jedem andern Kameraden. Lieber in die Wälder gehen, dem sichern Tode entgegen, als sie argwöhnen lassen, er habe ihr Mitleid werden wollen, um ihren Beistand zu erlangen!

Sie aber sprach, und eine gewisse Bitterkeit tönte aus ihrer Stimme:

„Also so seid Ihr! So behandelt Ihr Eure Kameraden! Ich bin auch schuld, ich will's gestehen; ich hätte es mir denken können und es Euch selbst anbieten . . . Euer Leben ist so dürftig! Aber ich war wie vor den Kopf geschlagen . . . Ich glaubte, Ihr schränkt Euch ein, um Geld zu sparen, und daher fehle es Euch an allen Ecken. Ihr habt mich nur gebeten, Euch die paar Sachen zu nähern. Vielleicht habt Ihr auch nicht Zwiebad genug und keine Waffen? Mein Gott, so in die Wildnis hinauszuziehen, dem sicheren Tode entgegen! Ich seh' es wohl, die Verbannung muß etwas Fürchterliches an sich haben. Ich bleib' ja hier, ich werde sie also kennen lernen,“ seufzte sie. „Aber Ihr müßt das Geld von uns annehmen. Ihr müßt!“

Sie standen vor ihrem Hause.

„Wollen Sie nicht eintreten? Kommen Sie doch! Mein Mann wird sich sehr freuen,“ bat sie, seine Hand festhaltend. Aber Krassuski lehnte es entschieden ab; er war sich selbst gram, und auch diesem Arkanoff, der ihnen sicher Geld geben würde.

„Was ist denn geschehen? Wo bleibst Du nur so lange? Der Samowar ist kalt, der Thee ganz bitter geworden, ich warte und warte und komme fast um vor Hunger. Sieh, das sieht doch ganz nett aus!“ Mit diesen Worten empfing Arkanoff seine Frau. Er half ihr den Pelz ablegen und zeigte nach dem Tisch im Hintergrunde, der mit einem weißen Tischtuch bedeckt war, und auf dem ein vernickelter Samowar und ein ganz anständiges Theeservice im Scheine zweier Stearinkerzen glänzten.

„Ist das nicht Europa? Nicht mehr noch als bei Samuel? So lächle doch, Genia! Liebe mich! Warum bist Du so erhibt? Sag' mir, was ist Dir zugestoßen?“

„Ich habe mich verirrt; bin im Schnee kreuz und quer gegangen und in eine ganz unbekannte Gegend geraten. Endlich hat mich das Los wieder nach Alexandroffs Zurte zurückgeführt. Ich mußte bitten, daß sie mich nach Hause begleiten.“

„Wer hat Dich denn herbegleitet?“

„Krassuski.“

„Ah . . . der geschniegelte Polenjüngling! Warum ist er denn nicht hereingekommen?“

„Er wollte nicht. Aber Du darfst nicht so von ihnen reden. Das sind tüchtige Menschen. Du ahnst nicht, was sie vorhaben . . . Ah, Arty, liebster Arty . . . ich hab' Dir was zu sagen . . . aber Du müßt versprechen, nicht mit Deiner Genia zu geizen, ihnen so viel wie möglich zu geben. Es wird ihr nichts schaden, wenn sie ein bißchen weniger gut ist und statt bei Stearinkerzen bei einem Talgllicht sitzen muß . . . Sie ist ja nicht deshalb hergekommen . . .“

Sie drückte den Kopf liebevoll an seine Schulter.

„Nun, was ist's denn? Sag' mir doch endlich, worum es sich handelt?“ fragte er besorgt.

„Sie fliehen!“

„Wer flieht? Wohin?“ fragte er. Aber schon wußte er alles, und wie ein Blitz schoß es ihm durch den Kopf: „Wie gut, daß wir beizeiten ausgezogen sind!“ Aber das sagte er nicht.

Seine Frau wiederholte ihm kurz, was sie von den Genossen gehört, erzählte, um was sie gebeten hatten und endlich, was ihr Krassuski unterwegs gestanden. Arkanoffs Gesicht wurde immer finsterner.

„Die Wahnsinnigen! Fällt mir nicht ein, mit meinem Gelde zu ihrem Selbstmord beizutragen. Ich würde ihn mit auf dem Gewissen haben.“

„Dann werden sie ganz unvorbereitet gehen. Du kennst sie nicht. Es sind Deine Brüder, Fleisch von Deinem Fleisch und Blut von Deinem Blut; ihrem ganzen Wesen, ihrem Temperament nach sind's Deine Gesinnungsgenossen . . . Sag', würdest Du nicht mit ihnen gehen, wenn Du mich nicht hättest?“

„Nein, sie sind nicht meine Gesinnungsgenossen. Dieser Vergleich kommt mir geradezu vor, wie eine Verhöhnung. Die Leute, zu denen ich mich zähle, stützen sich auf genaue Berechnungen, auf Vernunftgründe. Sie hatten Verstand. Uebrigens gaben sie ihr Leben für etwas Großes hin . . . Aber die! . . . Zu Fuß in diese Wälder zu laufen — Du kennst sie ja, wir sind ja durchgefahren — das ist nicht mal Wahnsinn mehr, das ist ein sinnloses Feuerwerk, das uns allen Schaden wird.“

„Und doch werden sie gehen — trotz alledem!“

„Daß sie gehen! Nach drei Tagen sind sie wieder da!“

„Und wenn sie nicht wiederkommen? . . . Mein Gott, ich seh' sie jetzt schon, wie sie abgemagert, zerseht im Walde verhungern; und wenn Du ihnen nichts gibst, wenn das geschieht, dann verläßt mich das Bild nie wieder . . . Wenn sie nur ein einziges Pferd hätten . . .“

Sie verbarg ihr Gesicht in den Händen. Arkanoff schwieg: ihre verzweiflungsvollen Bewegungen, die schmerzlich gerunzelte, sonst so schöne Stirn, die bebenden Lippen, deren Süßigkeit er so gut kannte, machten einen tiefen Eindruck auf ihn.

„Ich habe nur noch zweihundert!“ sagte er dumpf.

„Nur zweihundert?“ wiederholte sie verwundert.

„Nun ja! Wir haben unterwegs viel gebraucht. Ich will ihnen die Hälfte geben. Ich kann Dich nicht jeder Bequemlichkeit berauben. Sie können ein Pferd dafür kaufen und für den Rest Waffen.“

„Ein Pferd? Und — wenn Du ihnen alles gäbest? Wir müssen ja das Geld, das uns die Regierung anweist, bekommen. Andre leben doch einzig und allein davon. Später kriegen wir wieder etwas geschickt, ich werde an Mama schreiben.“

„Ich kann auf keinen Fall ganz ohne jegliche Mittel hier bleiben. Wir können Kinder haben . . .“

Die junge Frau stand auf. Aus dem Tone, in dem er sprach, hörte sie heraus, daß ein weiteres Zureden erfolglos sein würde. Er zog sie auf seine Knie und setzte ihr mit leiser Stimme seine Gründe auseinander. Eigentlich thue er es nur ihr zuliebe, ganz gegen seine Ueberzeugung. In der Verbannung hätten die Revolutionäre nur eine Pflicht zu erfüllen: ihre Kräfte nicht sinken zu lassen, ihr Wissen zu erweitern, Sprachen zu lernen, sich im Gebrauch der Waffen und dem Herumirren in den Wäldern zu üben, um sich mit der Zeit, wenn das Vaterland ruft, als erfahrene Anführer an die Spitze der Aufständischen zu stellen, als unerschrockene, gebildete Verschwörer, die weder wanken, noch weichen. Aber solche Geschichten, wie sie Alexandroff und Niehorski planen, seien nichts als Kraftvergeudung. Für wen? Wozu? Zu welchem Zwecke? Sie müssen umkommen und von den Wölfen gefressen werden . . .“

Ihr Herz bebte, aber sie konnte seine Gründe nicht widerlegen und sie schloffen Frieden.

Tags darauf kam Arkanoff zu Alexandroff, legte die Geldscheine auf den Tisch und sagte herzlich und einfach:

„Meine Frau hat mir gesagt, Ihr wolltet fliehen. Ich kann Euren Plan nicht gutheißen, aber ich bringe Euch, was ich entbehren kann.“

Er wehrte jeden Dank ab und gab mit keinem Worte zu erkennen, daß er näheres über ihren Plan wissen möchte.

„Und wir dachten, er sei ein eingebildeter Fant und Egoist! Wie leicht kann man sich in seinem Urteil irren,“ sagte Niehorsti, als er fort war. Krassuski wandte sich mühsam ab. Alexandroff nickte und nahm das Geld vom Tische.

8.

„Also ein Pferd haben sie gekauft!“ seufzte der Isprawnik, legte die Feder hin und sah zum Fenster hinaus, durch das die Frühlingssonne helle Lichtströme in die Kanzlei fluten ließ. Unter ihrer Berührung sah selbst der öde Tisch mit dem roten Tuche darauf fröhlicher aus, die aufgestapelten Papiere und Bücher schienen zu lächeln und sich des Lebens zu freuen. Das metallene „Serzalo“ mit dem Reichswappen darauf leuchtete in allen Farben des Regenbogens, die Knöpfe der Beamtenuniformen blitzten wie Sterne. Nur die über die Papiere gebeugten Gesichter der Menschen erschienen noch fahler, noch bleicher, ihre Lippen noch welker und die Augen farbloser. Von draußen her drang das leise Plätschern des vom Dache starker Schneewassers; durch die Scheiben, auf denen die Winterblumen schon halb aufgetaut waren, sah man Eiszapfen von der Dachtraufe herabhängen und graue rotköpfige Vögel flatterten zwitschernd von Sims zu Sims.

„Also sie haben ein Pferd gekauft! Merken Sie wohl, Herr Adjunkt, worauf das abzielen kann? Ein Pferd haben sie gekauft, Wertester. Aber Sie, Sie machen sich nichts draus, wie ich sehe, Sie beschäftigen sich ganz ruhig mit Ihrer Nase . . .“

„Durchaus nicht, ich sehe eben die Vorschriften durch.“
„Nun?“

„Von Pferden steht hier nichts. Es heißt, sie dürfen weder ärztliche Praxis haben, noch Unterricht erteilen, dürfen weder in photographischen Ateliers, noch als Beamte angestellt werden, oder als Rechtsanwalte fungieren, sie dürfen weder Wege noch Brücken bauen, noch in Apotheken, Druckereien oder lithographischen Anstalten usw. arbeiten, oder zu irgend welchen Korporationen gehören. Es ist ihnen verboten, Waffen zu haben, Sprengstoffe und Gifte . . . Es müßte denn gerade dies sein,“ fügte er hinzu, indem seine Augen auf einem der Paragraphen des Cirkulars haften blieben. „Die Polizei ist gleichweise verpflichtet, darüber zu wachen, daß die Verbannten keine Gegenstände besitzen, die dazu angethan sind, die Verübung eines Verbrechens oder einen Fluchtversuch zu erleichtern.“

Er hielt inne und sah den Vorgesetzten an.

„Ja . . . aber auch Stiefel erleichtern einen Fluchtversuch. Von Pferden steht nichts ausdrücklich da. Wenn wir ihnen das Pferd wegnehmen, ist's möglich, daß es nicht ohne ertäglichen Skandal abgeht, und dafür wird man uns auch nicht loben, wenn's nicht ausdrücklich heißt: „Pferde sind verboten.“ Und schließlich, was ist groß dabei: ein Pferd! . . . Wenn einer darauf flieht, haben wir ihn bald wieder eingefangen, und wenn sie sich alle fortmachen, kommen sie nicht weit. Ich will sie lieber ungeschoren lassen und einen Kosaken auf den Weg abkommandieren, daß er ein Auge auf die Vorüberkommenden hat; den Sakuten muß befohlen werden, gegebenenfalls jeden festzuhalten und auf die Polizei zu bringen. Vorläufig lassen Sie von morgen an zwei Kosaken Tag und Nacht ihre Turte bewachen und nicht aus dem Auge lassen.“

„Auf die Kosaken kann man sich eben nicht allzu sehr verlassen. Euer Wohlgeboren haben sich doch selbst überzeugt, daß sie selbst an den Magazinen oft ein Heubündel in ihren Mantel wickeln und als Schildwache aufstellen . . . Sie werden bei Tas Karten spielen und in ihren Berichten weiß Gott was zusammenfädeln,“ mischte sich Denisoff aus dem angrenzenden Zimmer ins Gespräch.

„Ob man sich auf sie verlassen kann, das werden wir sehen, Herr Denisoff, das werden wir sehen. Das Pferd will ich aber ungeschoren lassen. Und Sie, was meinen Sie, Herr Adjunkt?“

„Ich bin auch der Meinung. Um so mehr, da sie sonst gar keine Schritte thun. Krassuski ist nur mit Frau Arkanoff spazieren gefahren.“

„Mag er mit ihr fahren, 's ist besser, er fährt mit ihr, als mit unsern Weibern. Dazu ist er zu hübsch, ja, Wertester, viel zu hübsch. So wie er auf die Straße tritt, laufen alle Mädchen und Frauen, ja selbst die alten Weiber ans Fenster oder vor die Thür . . . In vier Wochen hätte er ihnen allen den Kopf

verdreht. Und was würde dann für uns übrig bleiben? Gab' ich nicht recht, Herr Denisoff? Aber mag er lieber mit jener Dame spazieren fahren. Fliehen? Nein, fliehen werden sie nicht! Unsinn, Wertester! Das wäre ja der helle Wahnsinn! So lange Dschurdschnj steht, ist noch niemand von hier geflohen; und es waren ihrer doch schon genug da!“

Trotzdem er sich selbst zu beruhigen suchte, nagte der Wurm der Sorge an des Isprawniks Seele. So oft er Alexandroff oder Niehorsti das Pferd an einer Wuhne des Sees tranken sah, verdüsterte sich sein Gesicht und er überlegte, ob er seinem Vorgesetzten die Nachricht zutommen lassen sollte, daß die Verbannten ein Pferd gekauft hätten, oder nicht? Wenn er es nicht that, lud er die ganze Verantwortlichkeit auf seine Schultern, that er's, dann machte er sich vielleicht lächerlich und konnte möglicherweise dazu beitragen, daß das Kostgeld der Verbannten, das ohnehin so gering war, noch geschmäleret wurde. Und er fühlte wohl, daß es nicht ratsam sei, diese Leute zum äußersten zu bringen. Wenn er wenigstens wüßte, wozu sie dies Pferd gekauft haben? Er muß sie danach fragen! Eines Tages also, als Samuel auf dem Polizeiamte erschien, um ihr „Gehalt“ abzuheben, sagte er lächelnd:

„Was wollen denn die Herren drüben mit dem Pferde anfangen? Sie haben wohl zu viel Geld?“

„Sie wollen es gewöhnen, im Pfluge zu gehen und im Frühling Getreide säen . . .“ antwortete dieser mit unerschütterlicher Ruhe.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Struktur und Architektur des Daches.

Die Ziegel- und Schieferdächer unserer modernen Gebäude, und zwar namentlich in den Großstädten, machen ganz den Eindruck, als wären sie aus einem groben, steifen Material zurechtgeschnitten und nicht aus lauter kleinen, schuppenartig übereinander geschobenen Platten gebildet. Maler, welche alte Städtebilder zum Gegenstande ihrer Darstellung machen, werden dem Beschauer immer die charakteristischen Linien der Dächer zeigen, welche in der That den alten Städten ein ganz besonderes Gepräge geben. Man wende mir nicht ein, daß unsre großstädtischen Häuser zu hoch seien, als daß sie die Erscheinung der Gebäude wesentlich beeinflussen könnten. Die Architektur ist doch nicht nur für die Straßenpassanten da; wir betrachten die Häusergruppen auch von unstrem Fenstern aus, aus dem zweiten und dritten Stockwerke, und da sehen wir, wie vieles die Dächer verderben können. Die Scene soll nicht nur für das Parterre, sondern billiger Weise auch für den ersten, zweiten und dritten Rang berechnet werden.

Was ist denn an den alten Dächern so schön, daß uns der Maler so gern von oben herab in die Städte blicken läßt? Ist es nur die feine Harmonie der Farben, dieses reizvolle Spiel zwischen dem wechselnden Rot der Dächer und dem grünen Schimmer, der sie bedeckt? Es ist auch die Gestalt des Daches, dessen Fläche sich in scheinbar williger Bewegung befindet. Diese alten Dächer sind nicht hart und steif, als wären sie aus dicker Pappe oder Eisenblech geschnitten, sondern sie schließen sich leicht den konstruktiven Formen an, wie ein Mantel, der die Glieder eines Körpers bedeckt. Und so soll ja auch ein Dach sein. Es ist die Decke, die wir über das Haus breiten, getragen von den festen konstruktiven Teilen, welche sich naturgemäß an der First, den Kehlen und Gratzen abzeichnen. Was ist denn das Dach anders als die Festdecke, ausgeführt in dauerhaftem Material? Wenn ich aber eine Decke über ein festes Gerüst breite, dann entstehen keine scharfen Kanten und Winkel, wie beim Falzen von Pappe oder Zint, sondern leicht gewölbte, faltige Flächen — alles ist rund, biegsam, wellig, nicht hart und steif, wie man das bei den modernen Dächern so häufig sehen kann. Warum wird denn das Dach so furchtbar torrett gearbeitet?

Die alten Dachbeder waren zum Teil vortreffliche Künstler — vielleicht nur deshalb, weil ihnen kein gar so treffliches Material zur Verfügung stand. Sie kannten auch noch nicht so viele besondere Hilfsmittel, um die Kehlen wasserdicht einzudecken; so mußten sie mit ihrem gewöhnlichen Material immer sicherer arbeiten lernen. Schiefer und Dachsteine von geringer Flächenausdehnung bilden aber auch ein geeignetes Material, um dem Dache den weichen, welligen Charakter zu geben. Zwar bilden sie keine Decke in dem sonst gebräuchlichen Sinne, aber doch immerhin einen Schuppenpanzer, welcher sich ebenso gut dem Körper anschmiegt, wie ein Stoff aus weichem Material. Wirklich, die Eindeckung der Dachkehlen bei alten Gebäuden allein aus schmalen, entsprechend zugehauenen Dachsteinen gebildet, zeugen von einer eigenartigen Kunstfertigkeit der alten Dachbeder, die wieder belebt und gepflegt werden sollte. Die Schieferbeder beherrschen diese Aufgabe ziemlich gut; aber man macht ihnen die Arbeit häufig zu leicht, indem man ihnen Zint und Blei als

*) Metalltafeln, auf denen die Grundrechte des russischen Staates verzeichnet sind.

Hilfsmittel übergiebt, obwohl sie mit den schmalen Schiefertafeln ganz gut auszukommen vermögen. Dazu kommt, daß auch in konstruktiver Hinsicht die flache Wölbung der Steine an den Kehlen am günstigsten ist und dem Wasser am wenigsten Gelegenheit bietet, einzudringen.

Es ist nicht zu verkennen, daß gerade unsere modernen, mit Maschinen gepressten Dachsteine dem Ziegeldach sein charakteristisches Gepräge geraubt haben. Man hat nun dies sehr wohl empfunden und sich bemüht, den Dachflächen die unerwünschte Härte und Regelmäßigkeit zu nehmen, indem man die Falzziegel mit allerlei Hohlkehlen und Rippen versah. Aber dadurch wurde das Uebel nicht beseitigt; ein Stein schiebt wie der andre aus, und alles ist so furchtbar fein aufeinander geschoben und zusammengepreßt, daß eben der Eindruck einer großen, ununterbrochenen Platte hervorgebracht wird. Auch das mannigfache Farbenspiel der alten Dächer suchte man nachzuahmen. Ich möchte aber nicht behaupten, daß man durch die umfassende Verwendung glasierter Ziegel und die Ausführung farbiger geometrischer Muster auf den Dachflächen die Aufgabe in glücklicher Weise gelöst hat. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Die geometrischen Muster zeigen ja besonders deutlich die peinliche Korrektheit der Dachsteine und die öde Einförmigkeit der Dachfläche. Bei den gewöhnlichen Handstrich-Dachsteinen wird wohl auch ein Muster hergestellt; aber es entsteht ganz zufällig, und die Zufallseffekte verleihen diesem Dache seinen Reiz. Bei diesen gewöhnlichen Steinen ist zunächst die Struktur der Oberfläche eine völlig ungleichmäßige, wie sich dies aus der Natur der Handarbeit von selbst ergibt. Die Steine sind auch alle mehr oder minder gewölbt, wodurch sich ein leichtes Spiel von Licht und Schatten zeigt, das aber nicht die herben Kontraste wie die Falzziegeldächer aufweist. Die gewöhnlichen Dachziegel sind zwar alle rot gebrannt, aber es sind doch wieder durch den Brand verschiedene Nuancen des Ziegelroths entstanden, welche die Fläche nicht eintönig erscheinen lassen, sondern dieselbe durch diesen Zufallseffekt beleben. Dazu kommt bei alten Dächern die feine Moosbede, deren Bildung bei gesinterter und glasierter Steinen ausgeschlossen ist. Die unregelmäßige Gestalt der Steine, hervorgerufen durch das Trocknen und Brennen derselben bei ungleicher Beschaffenheit des Tones, ergibt auch jene ungleiche Reihenbildung, welche sich als Wellenlinien auf dem Dache abzeichnen und die krummen Schattenbänder hervorufen, die auch ein gut Teil zur malerischen Wirkung alter Ziegeldächer beitragen.

Der Schiefer giebt an und für sich eine ebene, glatte, eintönige Fläche. Aber auch hier kommt uns die Natur zu Hilfe. Warum sortieren wir nur so ängstlich die Schiefersteine von verschiedener Färbung? Warum geben wir uns so große Mühe, farbige, geometrische Muster auch auf den Schieferdachflächen zu erzeugen, anstatt den natürlichen Effekt zu nutzen? Ein Schieferdach, welches den unregelmäßigen Wechsel von schwarzen, bläulich und grünlich schimmernden Steinen zeigt, ist entschieden reizvoller als ein Dach mit eingelegten Mustern, welche gerade durch ihre Korrektheit störend wirken. Unglücklich wirkt auch fast immer ein auf Schalung eingedektes Dach, während bei Latendächern schon von selbst die Struktur lebhafter und beweglicher erscheint. Endlich sollte man die Kanten der Schieferplatten nicht so genau behauen oder beschneiden. Das Dach sähe weit besser aus, wenn es etwas rauher behandelt würde, etwa wie die Schieferbedeckten Wand- und Dachflächen der alten Häuschen im Wuppertal, welche gerade bis auf den heutigen Tag, ungeachtet der äußerst primitiven architektonischen Mittel, einen intimen Reiz bewahrt haben.

Damit komme ich zu einem andern Kapitel, welches aber hier nicht übergangen werden kann. Das Baumaterial soll einen lokalen Charakter haben. Wenn wir von erhöhtem Punkte aus auf die Dächer einer Stadt hinabsehen, so wird dieselbe uns charakteristisch erscheinen, wenn überall, oder wenigstens fast überall, dasselbe Dachdeckungsmaterial gewählt ist. Ich denke da z. B. an den malerischen Eindruck der Stadt Hirschberg in Schlesien. Das Dachdeckungsmaterial bestimmt ja auch die Neigung der Dachflächen und giebt bei einfacheren Gebäuden überhaupt dem Ganzen den Charakter. Es ist doch nur natürlich, sich das Material aus der Nachbarschaft zu holen und es nicht aus weiter Ferne kommen zu lassen. Man denke sich die Hirschberger Häuschen mit den einheitlichen roten Ziegeldächern ins Wuppertal versetzt und die Wuppertaler Häuschen mit der charakteristischen Schieferbedeckung in das schlesische Gebirgstal. Das hieße eben den Ortscharakter ihren architektonischen Charakter nehmen; und die modernen Großstädte haben in der That keinen Charakter, weil sie ihre Baustoffe und ihre Architektur südwestwärts von der ganzen Welt beziehen. Die neuen Stadtteile in Berlin, Leipzig, Köln und anderen Großstädten sehen sich sehr ähnlich; nur die alten Stadtteile haben noch einen Charakter. Viele meinen vielleicht, daß die Wahl verschiedenartigen Materials eine große Mannigfaltigkeit erzeuge. Thatsache ist aber, daß gerade die Möglichkeit, die Baustoffe aus entfernten Gegenden heranzuschaffen, den Städten ein so einförmiges Gepräge giebt. Da wird alles durcheinander gerührt, und so kommt es, daß die alten Städtebilder mehr und mehr verschwinden, daß die Ortscharaktere nicht mehr ihre architektonische Besonderheit bewahren, welche in hohem Grade von dem Material abhängig ist.

Aus alledem geht sicher hervor, daß das Dach ein höchst wichtiges Architekturglied ist und daß nicht nur Neigung und Gestalt desselben von zielbewußten Architekten zu berücksichtigen wäre. Struktur, Färbung, Lokalcharakter sind ebenso wichtige Faktoren. Möge immerhin in Berlin das praktisch-nüchtern Holzgerenddach, das in architektonischer Hinsicht überhaupt kein Dach ist und welches nach der

Strache hin durch eine steife, charakterlose, mit Schiefer belegte Platte bedeckt wird, seine weitere Verbreitung finden. Vielleicht ist dieses Dach für die Berliner Mietskasernen auch charakteristisch. Aber bewahren wir doch die Städte, welche überhaupt noch ein Lokalkolorit besitzen, vor dieser Verflachung des Geschmacks. Auch das Dachgedenken sollte zu einer Kunst entwickelt werden. —
Fred Hood.

Kleines feuilleton.

— Der Bulldogg im Omnibus. Der „Frankfurter Zeitung“ wird aus Paris geschrieben: Ein amüsanter Auftritt spielte sich, wie das „Petit Journal“ versichert, dieser Tage in einem Omnibus am Boulevard Haugmann ab. Als der Kondukteur in den Wagen trat, sah er zu seinem Entsetzen einen mächtigen Bulldogg gleich zwei Plätze auf einmal auf der Bank einnehmen.

„Bitte, hinaus mit dem Hunde!“ wandte er sich an den daneben sitzenden Herrn.

„Fällt mir gar nicht ein!“ erwiderte der Fahrgast.

„Dann bitte, mit mir zu kommen!“

„Denke gar nicht daran.“

„So werde ich einen Polizisten holen lassen.“

„Reinethalben zwei, und was dann?“

„Und dann? Das werden Sie ja sehen.“

„Nun, so werden wir's eben sehen!“

Majestätisch erscheint der Vertreter des Gesetzes und versucht es erst mit der väterlichen Milde:

„Aber Sie wissen doch, daß es nicht erlaubt ist, Hunde in den Omnibus mitzunehmen!“

„Habe ich auch nie bestritten.“

„Dann gehen Sie doch mit dem Hunde weg!“

„I wo!“

„Dann geben Sie mir Ihren Namen an, Vornamen, Stand und Adresse.“

„Gern, weshalb denn nicht, wenn Sie das interessiert.“

„Ich muß doch ein Strafprotokoll gegen Sie aufnehmen.“

„Sie scherzen, weshalb denn?“

„Weshalb? Weil Sie Ihren Hund nicht hinaus schaffen wollen.“

„Das hätten Sie mir doch gleich sagen sollen,“ versetzte der Passagier mit dem verbindlichsten Lächeln; „das ist ja gar nicht mein Hund!“

In der That gehörte das Tier einem Engländer, der mit größtem Interesse dem Auftritte gefolgt war, dann sich erhob und mit dem Hunde verschwand. —

gc. Abgetrumpft. George Clarke, ein vielgerühmter Volksänger in New-Orleans, war eines Tages als Zeuge vor Gericht berufen, und der gegnerische Advokat, der sein Zeugnis abschwächen wollte, versuchte es, den Mann herabzusetzen.

„Sie sind Vankelsänger?“ sagte er. „Ist dies nicht ein recht niedriger Beruf?“

„Das weiß ich nicht“, entgegnete Clarke, „ich weiß nur, daß es ein viel besserer ist, als der meines Vaters war.“

„So? Und was war denn Ihr Vater?“ fragte der Rechtskundige.

„Er war Advokat“, antwortete der schlagfertige Sänger unter dem Gelächter der Zuhörer. —

Archäologisches.

k. Ein etruskischer Bronzewagen aus Nursia. Das „Metropolitan Museum“ in New York besitzt einen kostbaren Schatz, wie ihn sonst wohl kein andres Museum der Welt aufzuweisen hat, in einem alten, etruskischen Wagen, der in der Nähe von Nursia, dem alten Nursia, auf einer vergessenen Gräberstätte ziemlich zerbrochen und verstümmelt aufgefunden worden ist. Am besten waren die Räder erhalten, die durch bronzene Beschläge geschützt wurden; aber die hölzernen Balken am Wagen mußten durch neue ersetzt und die Bronzereliefs sorgfältig von Erde gereinigt werden. Es war wohl, wie im „Century Magazine“ des längeren ausgeführt wird, kein Kriegswagen, der hier dem Richte wieder geschenkt wurde, sondern der Fest- und Triumphwagen eines Fürsten oder kleinen Königs, auf dem er, von seinen Kriegern und Priestern umgeben, in der Prozession an hohen Feiertagen dahierzog. Der Wagen ist nicht gerade klein im Verhältnis zu den Rennwagen, die man auf späteren italienischen Mosaiken findet und die so winzig sind, daß sie nur eine Art Trittbrett bilden. Auf allen diesen alten Wagen haben höchstens zwei Personen Platz, der Wagenlenker und der Krieger; erst die Triumphwagen späterer römischer Feldherren wurden gewaltig groß und hoch, um die imponierende Stellung des Triumphators zu betonen. Dem New Yorker Exemplar sichern seinen überragenden Wert vor allem alten Römerwagen, wie z. B. dem des Vatikans, seine schönen Reliefs. Auch sie zeigen das hohe Alter dieses erlesenen Stüdes in der starken Schrägstellung der Augen bei den Figuren und an der altertümlichen Art, mit der die Bronze in einzelnen Plättchen auf das Holz aufgelegt ist. Diese primitive Methode der Bronzebearbeitung kennen wir von griechischen Frühwerken her, so von der Jupiterstatue in Sparta, die ganz mit dünn geschlämmerten kleinen Platten belegt und dann mit dem Meißel vollendet war. Selbst was wir von der Elfenbeinteknik, in der Phidias die Statue seines be-

rühmter olympischer Zeus ausführte, hören, klingen noch an diese alte, Art an. Dargestellt ist vielleicht auf dem großen Relief der Vorderseite, wie Herkules Waffen und Helm der Königin Omphale übergiebt. Das starre, grinsende Lächeln, die unbehilflich steilen Gewandformen, die verzerrten Bildungen stehen in diesen Anfängen der Kunst neben einer feinsten und subtilsten Ausarbeitung der Einzelheiten, besonders des Gelmuschmuckes, der einen Widerkopf zeigt. Bei dem einen Relief an der Seite ist es fraglich, ob auch hier Herkules dargestellt ist, wie er auf einem kleinen Kriegswagen stehend seine Flügeltröße über eine am Boden liegende Frau hintreibt; ebenso könnte auf dem andern seitlichen Relief Herkules in einem schwer geharnischten Manne erkannt werden, der von einem Adler und einem Raben, den Boten des Gottes, beschützt gegen einen andern Helden steht. Ober beziehen sich die Darstellungen auf den Mythos des andern großen Griechenhelden, auf Achilles? Dann ist in dem ersten Relief wohl Thetis, die ihrem Sohne Helm und Schild, die Werte des Hephäst, überreicht, zu erblicken, in der zweiten Scene triebe Achill seine Flügeltröße über das hingestreckte Weib, das Symbol des besiegten Troja; und vielleicht sind die beiden kämpfenden des dritten Reliefs Achill und Hector. Auch an Phoebus Apollo kann man denken, der mit seinem Sonnenwagen über die sinkende Aurora hinweg am Himmel herauf fährt. Die Lenkstange des kleinen Wagens geht von einem Ebermaule aus und endigt in einem Adlerkopf, die Achse ist mit Bären- und Löwenmasken geziert. —

Medizinisches.

ss. Die Verwundungen durch japanische Gewehre. Das russische Arztblatt „Rußki Wrašč“ bringt zum erstenmal seit Ausbruch des ostasiatischen Krieges einen ärztlichen Bericht, der unmittelbar vom Kriegsschauplatz kommt. Er ist verfaßt von dem Chirurgen Selbowitsch und enthält dessen Erfahrungen über die Verwundungen durch die japanischen Gewehre. Die Untersuchungen wurden angestellt an den ersten 150 Verwundeten, die aus der Schlacht von Wafangou in ärztliche Behandlung gebracht wurden. Sie trafen am 17. Juni, zwei Tage nach der Schlacht, mit einem Eisenbahnzug im Lazarett von Tielin ein. Bevor sie von der Eisenbahn aufgenommen wurden, hatten viele von ihnen noch 20—30 Kilometer zu Fuß zurückgelegt und danach eine Bahnfahrt von 300 Kilometer. Trotzdem langten alle Verwundeten in einem außerordentlich befriedigenden Zustand an. Sie benahmten sich tapfer und hielten sich fast alle für nur leicht verwundet, obgleich sie in zahlreichen Fällen an gefährlichen Stellen des Körpers durch und durch geschossen waren. Ein Soldat vom dritten ostibirischen Regiment hatte beispielsweise einen Schuß durch die Brust erhalten, war dann noch über 20 Kilometer bis zur nächsten Station gegangen und hatte sich dabei ganz wohl gefühlt, indem er nur an einer leichten Erschwerung des Atmens litt. Mit einer ähnlichen Wunde begann ein Corporal der 36. ostibirischen Schützenkolonne seine Reise nach der nächsten Bahnstation auf einem zweirädrigen Gefährt, wobei ihm aber dermaßen schlecht wurde, daß er es vorzog, den Weg von 30 Kilometer zu Fuß zu machen. Dr. Selbowitsch erklärt die geringfügigkeit der Verletzungen durch das kleine Kaliber der japanischen Gewehre, deren Geschoß leicht zwischen den Rippen hindurchgehen oder infolge ihrer großen Geschwindigkeit einen Knochen glatt durchschlagen, ohne ihn zu zersplittern. Sie machen Löcher in die Haut, deren Durchmesser etwa dem einer Erbse gleich ist. Im allgemeinen bereiten die Wunden auch nicht, wenn nicht besondere Verunreinigungen hinzukommen. Die Geschicklichkeit des Chirurgen wird nur selten in Anspruch genommen, und die Hauptsache bleibt die Reinhaltung der Wunde. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Der Ausheilungsprozess angefrorener Blätter der Rosskastanie. Im Frühjahr 1903 erfolgte auf eine Reihe ungewöhnlich warmer Märzage, welche die jungen Triebe der Pflanzen früher als sonst hervorlockten, ein Kälterückschlag, dem ein großer Teil der bereits entfaltenen Vegetation zum Opfer fiel. Durch die Kälte kam es bei den Blättern zu verschiedenen Mißbildungen, die besonders auffällig an unsrer Rosskastanie zu beobachten waren. Manche dieser Blätter waren so stark deformiert, daß sie etwa den Eindruck eines Farnblattes machten infolgedessen, als ihre Spreite eine mehr oder weniger beträchtliche Durchlöcherung und Zerspaltung zeigte. Den Ausheilungsprozess derartig deformierter Organe hat nun Karl Auer in Wien näher untersucht. Er erzählt, wie der „Prometheus“ der „Oesterreichischen Botanischen Zeitschrift“ entnimmt, zunächst den Fall, wo infolge geringer Kältewirkung auf der Blattfläche noch keine Löcher, sondern nur braune Flecken entstanden sind. Die Oberhautzellen sind an solchen Punkten abgestorben und collabiert. Die unter der Oberhaut liegenden Palisadenzellen, die ursprünglich mit Chlorophyllkörnern vollgestopft waren, zeigen folgende Veränderungen: Die Farbstoffkörper sind verschwunden; die Palisadenzelle teilt sich, und die so nach außen abgegliederte Zelle bringt ihrerseits noch 2—3 Zellen hervor, welche dann im Verein mit ihren Nachbarzellen ein oberhautartiges Schutzgewebe repräsentieren. Wehnlich liegen die Verhältnisse in dem Falle, wo es zur Durchlöcherung der Blattspreite kommt. Naturgemäß wird hier das neue Schutzgewebe nicht allein von der Palisadenschicht des Blattes, sondern auch von dem Schwammgewebe herbeigebildet. Der Neubildungsprozess führt in diesem Falle zur Entstehung eines feinmaschigen Gewebes. Daß ein durch Kälte

deformiertes Blatt seine Tätigkeit als Assimilationsorgan uneingeschränkt fortsetzt, konnte experimentell nachgewiesen werden. —

Technisches.

bu. Große elektrische Centrale. Eine elektrische Centrale von gewaltigen Dimensionen wird augenblicklich in London nach den Entwürfen des amerikanischen Ingenieurs Chapman gebaut; es ist die Chelsea Kraftstation der Londoner elektrischen Untergrundbahn. Das Terrain, auf dem die Centrale errichtet wird, liegt an der Themse und umfaßt eine Grundfläche von 1485 Quadratmeter. Das Hauptgebäude, ganz und gar als Eisenschachtel-Konstruktion durchgeführt, ist 138 Meter lang, 53 Meter breit und 43 Meter hoch. Durch das Dach führen vier gewaltige Schornsteine von je 84 Meter Höhe und 5,8 Meter lichte Durchmesser. Diese Riesenesseln müssen die Abgabe von 80 großen Dampfesseln ins Freie führen. Die Dampfessel selbst sind ganz moderne Konstruktionen der bekannten Firma Babcock u. Wilcox und sind besonders durch ihre automatische Kettenrostfeuerung bemerkenswert. Eine Gruppe von je acht dieser Kessel liefert jedesmal den Dampf für eine Dampfturbine, die direkt mit einer Drehstrom-Dynamomaschine gekuppelt ist und eine Leistung von 7500 Pferdestärken bei normaler Belastung hervorbringen kann, so daß also die 10 Maschinenreihe der Centrale zusammen 75 000 Pferdekraften dauernd hergeben können. Natürlich ist auch der Kohlenverbrauch ein dementsprechender, nämlich bis zu 800 Tonnen am Tage. Um diese gewaltige Menge des Brennmaterials heranzuschaffen und bis unter die Kessel zu befördern, sind zahlreiche, äußerst sorgsam durchkonstruierte Transportvorrichtungen vorhanden. Die Kohle wird in großen Flußflößen bis in ein Flußbassin gebracht, das sich auf dem Grundstücke der Centrale befindet. Das Entladen der Schiffe besorgen Greifapparate, die an zwei über das Bassin gespannten Laufkränen hängen und mit jedem Hube zwei Tonnen Kohlen fassen. Aus den Greifern gelangt die Kohle auf eine automatische Wage, dann auf ein Transportband und wird schließlich von großen Elevatoren in die unter dem Dache befindlichen Kohlenbunter geschafft, die einen Fassungsraum von 15 000 Tonnen haben. Aus den Bunkern gelangt die Kohle automatisch in die Feuerungen der im zweiten und ersten Stockwerk aufgestellten Kessel. Unter den Kesseln, im Erdgeschloß, stehen auf Schienen kleine Kippwagen, in die die Asche hineinfällt und dann zu Flußflößen transportiert wird. Das Hauptgebäude der Centrale ist zweigeschossig gebaut; das größere Schiff enthält die Kesselanlage, in dem schmaleren und niedrigeren Seitenschiff stehen die Dampfturbinen und Dynamomaschinen. —

Humoristisches.

— Aus dem Examen. Examinator: „Sagen Sie Herr Kandidat, was ist Nießbrauch?“
Kandidat: „Daß man „Prosit“ sagt, Herr Professor.“ —
— Immer korrekt. Frau (zum Briefträger): „Herr Meier ist gestorben, seine Leiche ist gestern nach Gotha überführt worden.“
Briefträger: „Schön! (Schreibt auf den Brief:) Adressat ist nach Gotha verzogen.“ —
(„Luftige Blätter.“)

Notizen.

— Das Münchener Hoftheater wird als erste deutsche Bühne „Die Bergschmiede“ von Karl Hauptmann auführen. —
— Das Wiener Burgtheater bringt schon am 5. September seine erste Novität heraus, ein zweiaktiges Schauspiel „Die Behme“ von Eugen Brüll. —
— Dr. Hans Oberländer beginnt das Wintersemester für dramatischen und rednerischen Unterricht am 1. September. Anmeldungen im Neuen oder Kleinen Theater. —
— Von dem Verlag B. G. Teubner in Leipzig sind uns drei schöne Künstler-Steinzeichnungen zugegangen: „Der Köhler“ von Albert Hauelsen, „Junge Lannen“ von Bertha Welte und „Sonntagssille“ von Ditto Leiter. —
— Wer einige Mark übrig hat, kann da einen guten Kauf machen. —
— Die Deutsche Orientgesellschaft veranstaltet vom 4. bis 23. September in der Kunsthandlung von Eduard Schulte (Unter den Linden 1) eine Ausstellung von Aquarellen ihres Ausgrabungsleiters W. Andrae „Ansichten aus Babylonien und Syrien“. —
— Der neu begründete Verband der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein wird im Frühjahr 1905 in Köln seine erste Ausstellung veranstalten. Sie soll am 1. Juni eröffnet werden und den Ausstellungspalast, den die Stadt Köln erbaut, einweihen. Zugelassen werden nur Werke rheinischer Künstler. —